

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 121. Bromberg, den 31. Mai 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Kapitel VI

Eine dringende Forderung

Ein Gemurmel erhob sich. Obwohl das Resultat der Verhandlung ziemlich sicher gewesen war, zeigten sich alle erstaunt.

„Des Mordes oder Totschlages schuldig?“ fragte Major Elstree.

„Des Mordes“, antwortete Deane. „Es wurde nicht einmal ein Begnadigungsvorschlag gemacht.“

Lady Olive sah ihn vorwurfsvoll an. „Mein lieber Stirling, das hättest du uns wirklich nicht beim Frühstück sagen sollen. Wäre ich nicht so hungrig gewesen, ich bin überzeugt, es hätte mir den ganzen Appetit geraubt. Es war so ein hübscher Bursche und so mutig während der ganzen Verhandlung!“

„Ich frage mich,“ sagte Major Elstree nachdenklich, „in welcher Gemütsverfassung ein Mann sein muß, der eine vier- oder fünftägige Verhandlung durchgemacht hat und plötzlich gewahr wird, daß sie vorüber und beendet ist und er verloren hat. Dieser arme Bursche zum Beispiel. Als er heute morgen erwachte, hoffte er vielleicht, am Abend frei zu sein — gestern schien es für ihn gut zu stehen. Und statt frei zu sein, wurde er in seine Zelle zurückgeführt und muß sich nun zu jeder Minute vergegenwärtigen, daß er sie nie mehr bis zu seinem Tode verlassen wird. Ich persönlich“, fuhr er fort, „finde, daß die Zeit zwischen der Urteilsverkündung und der Hinrichtung ganz kurz sein sollte. Ich kann mir nichts Furchtbareres vorstellen, besonders für einen Mann, der die langen Nächte mit diesem einen Gedanken verbringen muß!“

Lady Olive legte ihre Gabel nieder. Ein Maitre d'Hôtel im Frack und weißer Weste kam ergeben lächelnd und wandte sich vertraulich an Deane. „Sie werden zum Telephon gerufen.“

„Sind Sie sicher, daß man mich verlangt?“ fragte Deane zweifelnd.

„Ganz sicher, Herr“, antwortete der Mann. „Es wurde nach Mr. Stirling Deane gefragt.“

Deane stand auf. „Bitte, entschuldigen Sie mich“, bat er, sich an seine Gäste wendend. „Wahrscheinlich sind sie im Bureau darauf gekommen, daß ich hier bin und wollen mir etwas Dringendes mitteilen.“

Als Deane den Saal verließ und die Halle durchquerte, war er äußerst verwirrt. Er wußte bestimmt, daß er keiner Seele im Bureau der Vereinigten Goldbergwerksgesellschaft, deren Präsident er war, gesagt hatte, daß er im Carlton frühstücke. Auch sonst konnte es niemand wissen. Er nahm das Hörrohr mit einer gewissen Neugierde auf.

„Wer dort?“ fragte er.

„Wer sind Sie?“ war die Antwort.

„Hier spricht Stirling Deane“, sagte Deane. „Wer sind Sie und was wollen Sie von mir? Spricht dort das Bureau?“

„Nein“, war die Antwort einer ihm gänzlich unbekannten Stimme. „Es ist nicht das Bureau, Mr. Deane, es ist jemand, der Ihnen Neuigkeiten mitzuteilen hat.“

„Neuigkeiten?“ wiederholte Deane. „Ich möchte zuerst wissen, wer Sie sind. Erst dann bin ich bereit, Ihre Neuigkeiten zu hören.“

„Wer ich bin, ist vollkommen belanglos“, war die Antwort. „Ich will Ihnen mitteilen, daß Basil Rowan schuldig befunden und zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Das Urteil ward soeben verkündet.“ Das Hörrohr fiel Deane beinahe aus der Hand. Er ermannte sich mühsam. „Gut,“ sagte er, „was haben ich oder Sie damit zu tun?“

„Das können wir nicht durchs Telephon besprechen“, war die ruhige Antwort. „Ich habe Sie angerufen, weil ich dachte, es wäre gut, wenn Sie es gleich erfahren. Ich frage Sie, was Sie jetzt machen werden?“ Deane war ein starker Mann, ein Mann, der das Wort „Nerven“ kaum kannte. Dennoch hatte er jetzt das Gefühl des Erstickens. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft, er atmete schwer und abgerissen. Er antwortete dieser energischen, vollen Stimme beinahe unzusammenhängend: „Was wollen Sie damit sagen? Was geht mich das an? Sagen Sie überhaupt, wer Sie sind!“

„Es ist ganz gleichgültig, wer ich bin“, war die Antwort. „Sie haben keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie haben sich nur zu vergegenwärtigen, daß Basil Rowan verurteilt wurde und daß er innerhalb vierzehn Tagen gehängt wird, falls nicht . . .“

„Falls nicht was?“ keuchte Deane.

„. . . sich nicht jemand für ihn einsetzt!“ war die ruhige Antwort.

„Wer könnte sich einsetzen?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Wie könnte sich irgend jemand einsetzen?“

„Das wissen Sie“, war die ruhige Antwort.

Deane wankte aus der Telephonzelle, die letzten Worte noch im Ohr. Er war wie betäubt, kaum Herr seiner selbst. Jedwede Farbe schien aus seinem Gesicht gewichen, als er mechanisch wieder in den Speisesaal zurückging. Auf halbem Wege blieb er jedoch stehen; im Augenblick war es ihm unmöglich, vor seine Gäste zu treten. Er ging in das kleine Rauchzimmer und setzte sich in einen der großen Ledersessel; die Hände krampften sich an die gepolsterten Armlehnen, seine Augen blickten starr auf die Wand. Langsam schien sie zu verschwinden. Er sah das düster aussehende Gerichtsgebäude wieder, den Richter mit seinem unergründlichen Gesicht, die Anwälte mit ihren Perücken und Talaren, die Menge von Schaulustigen hinter der Barriere. Und im Mittelpunkt von dem allen — Basil Rowan, dessen bleiches Gesicht lebhaft gegen den düsteren Hintergrund abstach. Die dramatische Erregung, die die Frage: „Leben oder Sterben“ hervorbringen kann, zitterte in der Luft. Es war erst wenige Tage vorher gewesen, daß dieser Mann in seinem Bureau gesessen hatte und seine leidenschaftliche Bitte vorbrachte. Deane sagte sich, wie schon hundertmal, daß er mit dieser Tat nichts zu tun habe, daß nicht ein einziges seiner

Worte sie angeregt oder ihr zugestimmt hatte — Deane erinnerte sich an das Gespräch, Wort für Wort. „Nein, er war schuldlos! Er hatte keine Gewalttätigkeit vorgeschlagen! Er sagte sich, daß er damit gewiß nicht einverstanden gewesen wäre, und dennoch wurde sein schweres Herz nicht leichter. Das Bild stand noch immer vor ihm mit beinahe photographischer Genauigkeit. War es Einbildung oder hatten die Augen des zitternden Mannes ihn tatsächlich angeblickt — hatten die bleichen Lippen diese leidenschaftliche, unausgesprochene Bitte geformt, die ihm im Ohr klang?

Deane stand mit einem Seufzer auf. Er schien jetzt zu verstehen, daß Menschen, die mit ihren Gedanken allein blieben, wahnsinnig werden können.

Kapitel VII

Liebe oder Teilnahme

Deane fand seine kleine Gesellschaft beim schwarzen Kaffee in der Palmenhalle. „Mein lieber Stirling!" rief Olive, „hast du ans andere Ende der Welt telephoniert?"

„Es tut mir leid", antwortete er und setzte sich auf den leeren Stuhl an ihrer Seite. „Ich ging vom Bureau weg mit dem Gefühl, etwas vergessen zu haben, und es dauerte eine ganze Weile, um diese Sache in Ordnung zu bringen. Was habt ihr für heute nachmittag noch vor?"

„Wir fahren nach Ranelagh", sagte Lady Olive. „Wir werden Tennis spielen, und Dicky spielt Polo in der Schlußrunde des Regimentswettspieles. Kannst du dir nicht eine Stunde oder mehr gönnen, um mit uns zu kommen? Du siehst wirklich so aus, als hättest du frische Luft nötig."

Deane schüttelte den Kopf. „Nichts auf der Welt ist unmöglicher", erklärte er. „Ich habe um halb drei eine Verabredung in der City und eine andere um vier Uhr. Nachher habe ich Briefe zu diktieren."

„Ich beginne zu begreifen," sagte Lady Olive ergeben, „daß es Nachteile hat, mit einem Mann aus der City verlobt zu sein."

Deane lächelte. „Wir wollen hoffen, daß du, wenn du erst einmal verheiratet bist, die Sache noch im gleichen Lichte siehst. Deine Freundin Julia zum Beispiel erklärt, daß sie nie jemanden geheiratet hätte, der nicht regelmäßig von zu Hause abwesend ist."

Lady Olive neigte sich ein wenig zu ihm. Er war sehr lieb gewesen. Die Elstrees hatten ihn reizend gefunden, und es war kein einziger Herr in der Halle, der halb so gut aussah wie er. Sie beschloß, ihm etwas Nettes zu sagen.

„Julia", flüsterte sie, „war nie in ihren Mann verliebt, nicht einmal, bevor sie ihn heiratete."

„Und du?" fragte er leise.

Sie lachte ihn an und blickte weg. Nun wurde er plötzlich beharrlich, nahm sie bei der Hand und zwang sie, sich ihm wieder zuzuwenden.

„Sag' mir", flüsterte er, „hast du mich wirklich lieb, Olive? Oh, ich weiß, du hast mich gern genug, um eine Heirat mit mir zu rechtfertigen, aber ich meine etwas anderes. Ich meine, ob du mich so lieb hast wie Leute, von denen man liest — wie Isolde und Amy Robsart und noch andere?"

Sie sah ihn an, als ob er eine fremde Sprache spreche. Der Ernst in seinem Gesicht war unverkennbar. Sie antwortete ihm überrascht: „Welch sonderbare Frage, Stirling! Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Ich kann dir nur sagen, daß ich mich für keinen andern Mann interessiere; du bist der einzige."

„Aber wenn meine Geschäfte schlecht gehen würden", beharrte Deane, „oder wenn du mich auf der untersten Stufe der Leiter kennengelernt hättest, glaubst du, daß du mich dann auch geliebt hättest?"

Sie sah ihn genau an. Es war etwas in seinem Gesicht, das Wahrheit verlangte. „Ich weiß es nicht," sagte sie, „laß mich nachdenken."

„Bedenke, daß ich dir als einer der jüngsten Millionäre vorgestellt wurde. Mit diesem Glorienschein näherte ich mich dir. Wieviel deiner Liebe, Olive, galt dem Mann und wieviel dem Millionär?"

„Wenn ich ganz aufrichtig bin, zuerst galt dem Manne nichts und alles dem Millionär. Heute", fuhr sie fort, „kommt mir vor, als ob der größte Teil meiner Gefühle dem Manne gelte. Du bist sehr bezaubernd, Stirling, wenn du dich bemühst, angenehm zu sein."

„Du kannst mir nicht nachsagen," bemerkte er, „daß ich heute solche Anstrengungen mache."

„Nein!" sagte sie, „du bist eher ruhig, aber ich fange an, einen schweigsamen Mann sehr anziehend zu finden. Du sprichst oft genug, und was du dann sagst, trifft den Nagel auf den Kopf. Du hast das, was Julia eine Art von „zurückhaltender Macht" nennt, was Frauen anziehend finden. Sage mir aber, wozu all diese Fragen?"

Deane sah weg — durch das Dickicht der Palmen in das kleine Rauchzimmer, das er wenige Augenblicke früher verlassen hatte.

„Auch Häuser, die auf Felsen gebaut wurden, können durch Erdbeben zerstört werden", sagt er. „So gibt es auch für den Mächtigsten der City ein hundertstel Prozent unglücklichen Zufalls. Ich möchte wirklich wissen, was geschehen würde, wenn ich eines Tages nicht mehr reich wäre."

„Was für sonderbare Fragen du heute stellst", sagte Olive erstaunt. „Stelle dir vor, ich würde hier sitzen und mich aufregen, wie das Kleid passen wird, das Madame Oliver mir nachmittags für den Ball heute abend schicken soll. Ich könnte in fünf Minuten verstimmt sein, ohne einen triftigen Grund dafür zu haben."

„Madame Oliver verdient in Konkurs zu gehen," erklärte er, „wenn sie für eine Gestalt wie die deine nicht arbeiten kann."

Lady Olive lachte. „Wirklich, du wirst noch ein Hofmacher."

„Wenn wir euch in die Alltagswelt zurückrufen dürfen," rief Julia, „so möchte ich euch sagen, daß wir alle schon gern nach Ranelagh fahren wollen."

Lady Olive schnitt ein Gesicht und sprang sofort auf. „Stirling und ich haben einander nur gelangweilt, weil ihr alle so beschäftigt schient", erklärte sie. „Nach Ranelagh fahren wir unter allen Umständen. Es ist Zeit, daß wir aufbrechen."

Am Ausgang des Hotels blieben Lady Olive und Deane nochmals zurück.

„Dieses Diner heute abend ist so unangenehm", sagte sie. „Ich finde, es war von der Fürstin sehr geschmacklos, uns ohne dich einzuladen. Du wirst doch nicht vergessen, mich eine halbe Stunde vor dem Ball zu besuchen. Ich werde pünktlich um elf Uhr in meinem Zimmer sein und werde es so einrichten, daß ich dich ins Amberley-Haus mitnehmen kann."

Er verneigte sich. „Ich werde kommen."

„Wo wirst du speisen?" fragte sie.

„Im Klub, aller Wahrscheinlichkeit nach. Ich werde einen ruhigen, gemütlichen Abend verbringen."

„Auf Wiedersehen!" sagte sie und stieg in eines der beiden wartenden Automobile.

Deane verabschiedete sich von der übrigen Gesellschaft und sah der Abfahrt zu. Dann rief er ein Taxi.

„Hardaway Söhne, Bedford Row", sagte er dem Chauffeur. „Fahren Sie, so schnell Sie können."

(Fortsetzung folgt.)

Legende von Waterloo.

Skizze von Heinz Steguweit.

Vor den Trümmern aufgeriebener Garden steht der düstere Mont St. Jean; im Hohlweg von Ohain sammeln sich Hinkende, Blutende, Mutlose, auch Kadaver und erwachende Flüche. Die Sanitätswagen sind ohne Salben und Scharpie, die Protzen ohne Pulver, die Bagagen ohne Brot. Vom Hügel Belle Alliance steigen Wellingtons Raketen durch den Nebel, von Waterloo donnert der Triumph preußischer Kanonen. Sonst nur Scherben, Rauch, Schlamm; und Regen — Regen — Regen . . .

Grouchy, der blasse Vasall, sieht seinen Kaiser im Sattel des Schimmels hängen; er reitet zu ihm: „Sire?"

Mehr kann der Zitternde nicht sprechen, die Zunge keilt sich ihm wie ein Pflock in die Kehle. „Sire", und da er dies fragend sagt, ist aller Untergang in dem Wort beschlossen: Kaiserwürde, Ruhm, Ehre, Frankreich! Es ist, als stürzte jedem Menschen und jedem Tier die Verzweiflung wie ein himmelhoher Turm auf die Rippen. Keiner hört den Jammer der Sterbenden, die Kameraden helfen den Ver-

wundeten nicht mehr, warum? Jede Rechenschaft fehlt, nirgendwo Verantwortung, nirgendwo Entschluß. Die Birken am Weg haben es besser, im Straßengraben liegt ein zerbrochener Adler, bei Marengo galt er als ein Heiligtum, bei Ligny wurde er noch mit lauten Trommeln gegen Blücher getragen.

Napoleon gibt Grouchy keine Antwort, aber jeder Rekrut sieht, wie der Kaiser die Zähne schon sieben Stunden lang zermalmt: Er will, er darf nicht heulen, und kommen die Tränen dennoch, dann starrt er so lange gegen das graue Firmament, bis die Augäpfel wieder gehorchen.

Napoleon reitet zwei Steinwürfe weit ins Feld: er will sich selber gewinnen, er ruft einen Kronrat in seiner Seele zusammen. Wohin jetzt? Was ist denn da geschehen? Träumte er auf Elba? Heißt er Napolione Buonaparte? Ist er Kaiser der Franzosen? — Er spürt das Altern, welcher Schauder, da jede Rechnung stimmt. — Nun war die Kunde der Vernichtung schon in Paris, die Kammer hat es bequem, ihn zu ächten! Und wie werden sie kichern, wie werden sie sich die Hände reiben: Davoust, der alte Tiger Lafayette, der verbitterte Fouché! Mit der Katastrophe von Waterloo hatte er seinen Pariser Feinden große pathetische Momente geliefert. Und alles hing nun an einem halben Tage, sechs Stunden hatte er gezögert, wer gab ihm die wieder? Er hält die Fäuste von sich, als wollte er die Ufer seines Schicksals rückwärts drehen; gewesen; vorbei; tot! — Sechs Stunden Versäumnis, und der Mächtigste war machtlos, der Adler ist ein Wurm. Er blickt über das nasse Feld: Seine Garden strömen zusammen, in Lumpen und Brocken, es sind Tausende, Tausende! Und hinter der Höhe beginnen die Preußen und Engländer den Gewaltmarsch auf Paris; Tausende! Nie sah er Wolken von Menschen so schweigsam, und jede Stirne seiner Soldaten zeigt Groll, jede blutige Faust ballt sich mit Wut. Gegen ihn! Gegen wen sonst? Diese Uniformen kann er sammeln, diese Menschen gehören ihm nicht mehr. Dennoch fleht er um ein Wunder. Paris wäre ja noch zu retten. 120 000 Mann blieben den Verbündeten, ob er die Nationalgarden aufrufen konnte? Dann würden 300 000 Franzosen gegen Blücher und Wellington rennen. Das muß ihm Davoust, der Kriegsminister, bewilligen; oder er wiegelte die Arbeiter von St. Antoine auf, wie Rastopschin seine Bauern und Bojaren, das würde ein Feuer werden von der Ile de France bis zum Meer!

Also holt er tief Atem, gibt dem Schimmel die Sporen, läßt Marschkolonne blasen, hält vor der Spitze des elenden Zuges. Und wankt wieder: Nein, diese Menschen sind nicht mehr zu bändigen, da blieb jeder Glaube stecken wie der Stiefel im Morast. Er sieht kein Vertrauen mehr, nur noch Zorn, Revolte, Meuterei. Grouchy weint dem Kaiser ins Ohr: „Sire, sprechen Sie zu den Leuten, einige Silben, die Massen hungern; geben Sie nur wenige Worte, das bindet, das weckt, das tränkt . . . .!"

Kurz vor den Hufen des Schimmels zerreißt ein Wahnsinniger das Fahnentuch seines Regiments; soll der Kaiser diesen Lästerer erschießen? Nein, er redet dem Teufel zu: „Was tust du, mein Sohn?"

Der Rebell läßt ab, sinkt in die Knie, bettelt um Gnade, er sei verhetzt! — So also steht es? Demoralisation? Aufruhr? Nirgendwo mehr ein Gewissen?

Napoleon redet endlich, er schwingt wieder, und sein Schwung reißt hinein in die Finsternis von fünfzigtausend Fahnenflüchtigen; auf irgend einer Seite muß sich jetzt das Gewitter entladen.

„Camarades, wir haben eine große Bataille verloren; das liegt nicht an euch, der Himmel hat uns verflucht . . .!"

Näher und dichter rücken Reiter und Fußvolk; ein gigantisches Karree will den Verkünder erdrücken. Grouchy kann wieder atmen, Bonaparte aber sieht immer noch Spalten in den Stirnen seiner Leute.

„Camarades — wir sind nicht verloren, ich werde euch führen, bis wir den Arc de Triomphe durchschreiten; und gelingt es mir nicht: ihr sollt richten über Leben und Schuld eures Feldherrn; aber dort . . ."

Der Kaiser will warnend nach dem Mont St. Jean zeigen, er will des Jubels der Erbfeinde spotten, aber sein Schimmel tanzt hoch auf den Hinterhufen, eine Schlammsäule spritzt vor seinem Sattel auf: Wer hatte diese Bombe geworfen?

„Sauve qui peut", und schreiend stieben die Garden und Offiziere auseinander, wiehernd poltern die Pferde, als ahnten sie ihr Verderben. Immer noch raucht das runde, schwarze Instrument am Boden, einen halben Herzschlag nur, und das Geschoß wird den Grand Corse in zahllose Stücke reißen!

Napoleon beugt sich über den Sattel. Ihm galt dies mörderische Geschenk! Wer es warf, war kein einzelner, nein, der gehorchte dem Groll seiner halben Armee. Und der Kaiser sieht sich verlassen, selbst Grouchy ist feige verschwunden, niemand bringt die Bombe zum Erlöschen. Da steigt er selber und ohne Hilfe vom Schimmel, bückt sich, wirft das heiße Geschoß achtlos wie einen faulen Pfirsich in den Straßengraben, dort explodiert die Kugel, sprengt die Erde zu einem gewaltigen Trichter auf und knickt noch drei Birken um wie Stroh oder mürbes Gras. Dann steht Napoleon wieder in den Bügeln, ruhig, als sei nichts geschehen; er will fortfahren in seiner Rede, nicht lauter oder härter, als er begonnen; hält aber inne, denn dieses Meer von Soldaten und Pferden ist erstarrt zu einer Armee von Standbildern; nicht eine Silbe darf er mehr verschwenden, diese fünfzigtausend weißen Gesichter dulden es nicht. Was eben noch Haß und Rebellion war, das hellt auf zu Verklärung und Demut, die Stille wird ein Wispern, das Raunen schwillt zum Orkan, bis ein donnerndes, ewig unerschütterliches Vive l'empereur die Sonne von Austerlitz wieder zu beschwören scheint! Dieser Sturm wirft alle Offiziere aus dem Sattel, hundert stürzen vor ihren Abgott, seine heiligen Hände zu küssen. Die Marseillaise durchbraust den Regen, der Kaiser winkt mit dem Degen nach Paris! —

Mit kühner Geste tritt der Besiegte von Waterloo jetzt vor die Kammern: „Gebt mir Soldaten, und ich rette die große Nation!" —

Das müde Paris aber will den Frieden. Morgen hat Frankreich keinen Kaiser mehr, das Reich der Cent jours nahm dem Meister Europas die Krone. Was wird aus Frankreich werden? Bis zur Stunde weiß Bonaparte noch nicht, wo der Felsen Sankt Helena auf der Weltkarte zu suchen wäre.

Entgiften Sie sich!

Von **Karl Busse-Hellwig.**

Zu jeder Zeit sollten wir alle den guten Rat kundiger Thebaner über die Kenntnis der Wirkung der Giftstoffe auf unsere Nerven befolgen: Entgiften Sie sich! Das heißt, suchen Sie schleunigst frische Luft auf, wenn Sie von schlechter Laune oder gar Übelkeitbefinden befallen werden und Lust bekommen, sich irgendwie gegen ihre Mitmenschen zu entladen. Entgiften Sie sich! Das müßte eine mit Lächeln aufgenommene Aufforderung an uns sein, irgend eine Krakehlerei im Bureau oder daheim abzubrechen und erst einmal frische Luft zu schöpfen, ehe wir einen Meinungsstreit oder Krach austragen. Jedenfalls denken so jene Mediziner, die sich mit den Wirkungen des Kohlenoxyds, eines der am weitesten verbreiteten und gefährlichsten Gifte, auf den menschlichen Organismus beschäftigen. Sie stellen dabei immer wieder fest, daß dieses Gas, obwohl es alle kennen, zu unser aller Nachteil noch viel zu wenig beachtet wird und daß wir alle seinen stets nachteiligen Einwirkungen unterliegen.

Kohlenoxyd ist vor allem der Giftstoff des Leuchtgases. Ein Tausendstel Kohlenoxyd in unserer Atemluft ruft Vergiftungserscheinungen hervor, die vielleicht erst nach Stunden auftreten; ein Hundertstel Kohlenoxyd führt schon den Tod herbei. Die Vergiftungserscheinungen nach Einatmung von äußerst geringen Kohlenoxydmengen treten als Unruhe, Nervosität, Reizbarkeit, Druck im Kopfe, Kopfschmerz, Herzklopfen, Schwächegefühl besonders in den Beinen und Bewußtlosigkeit hervor und sind oft auch mit Brechreiz verbunden. Die Folgen des Einatmens kohlenoxydvergifteter Luft, die endlich den Tod — oftmals blitzartig — herbeiführen können, kündigen sich nicht durch auffallende Gerüche oder andere Sinnesreize an. Kohlenoxyd riecht nicht, schmeckt nicht und ist auch farblos. Wir riechen wohl das Leuchtgas, dessen kennzeichnender Geruch übrigens heute weniger auffallend ist als früher, werden aber nicht gewarnt, wenn Kohlenoxyd allein auftritt.

Das geschieht bei unserer Lebensabwickelung unendlich viel häufiger, als allgemein bekannt ist. Kohlenoxyd entwickelt sich immer dort, wo etwas brennt; infolge seiner Geruchlosigkeit kann leicht eine Giftbeimischung der Luft entstehen, die kein Mensch durch seine Sinne spüren kann. Deshalb unterliegen selbst Ärzte und Apotheker den Gifteinwirkungen genau so wie der Chauffeur, der sich in der geschlossenen Garage um sein Auto bemüht. Auch das, was allgemein als Benzin-, Benzol- oder Gasolinvergiftung angesprochen wird, ist häufig Kohlenoxydvergiftung. Kohlenoxyd entsteht neben anderen Giften auch bei Verbrennung von Zelluloid, wie es bei der Filmindustrie vorkommt. Ebenso ist Kohlenoxyd die Ursache der Reizbarkeit von Heizern, Kellnern und anderen Berufstätigen, die sich in „schlechter Luft“ aufhalten müssen.

Reichlich Kohlenoxyd wird frei bei Kochvorgängen in der Küche. Wenn das Gas nicht ausreichend starken Druck hat, verbrennt das Kohlenoxyd ungenügend; ebenso wird es bei der Anwendung von Sparbrennern frei und stets auch dann, wenn ein Topf von zu großem Durchmesser auf eine kleine Gasflamme gestellt wird. Auch schlecht gereinigte Gasbrenner gehören zu Kohlenoxydverbreitern. Namentlich in Badestuben ist für einen guten Abzug der Verbrennungsgase zu sorgen, wenn man nicht eines Tages mindestens bewußtlos aus der Badewanne herausgeholt werden will.

Das Leuchtgas enthält im Mittel 21—22 v. H. Kohlenoxyd und tötet deshalb bei mehrstündiger Einatmung schon, wenn es nur ein Prozent der Zimmerluft ausmacht, im Verlauf einer Nacht. Dabei braucht also noch lange nicht ein Gas-Luftgemisch von 1 : 3 vorzuliegen, das in so hohem Grade Explosionsgefahren birgt. Bei Entweichen von Kohlenoxyd infolge von Mängeln der Gaskochvorrichtungen besteht außerdem immer die Wahrscheinlichkeit, daß dieses flüchtige Giftgas durch die Mauern oder auch durch Türen in die übrigen Wohnräume dringt. Dabei sind geistige Arbeiter am meisten gefährdet, werden schläfrig und geraten oft in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, ohne sich aus der vergifteten Luft mit eigener Kraft vorher in Sicherheit bringen zu können.

Ein sicheres, unfehlbar wirkendes Gegenmittel ist frische Luft. Sowie die Sauerstoffzufuhr einsetzt, tritt eine Entgiftung des Körpers ein. Bewußtlose werden nach den bekannten Verfahren der künstlichen Atmung behandelt, die auch bei der Wiederbelebung Ertrunkener zur Anwendung gelangen. Die neueren wissenschaftlichen Forschungen ergaben, daß das Kohlenoxyd nicht nur auf das Blut vergiftend wirkt, sondern auch das Herz und das übrige Muskelsystem angreift und zu den schwersten Nervengiften gehört. Im Gegensatz zur Kohlensäure sinkt es nicht zu Boden, sondern verteilt sich in der Atemluft. Die Franzosen, die uns zuerst mit Gasgiftwurfgeschossen angriffen, ehe es dann zur Entfaltung des Giftgaskrieges in größerem Umfange kam, bedienten sich dabei als Füllung des Kohlenoxyds, erkannten aber bald die Unzweckmäßigkeit dieses Gases wegen seiner Flüchtigkeit. Sein Vergiftungsgrad entspricht aber vollkommen den schlechten Wünschen, mit denen diese Gabe in unsere Schützengräben gespendet wurde. Frische Luft in geheizten Räumen! Das ist die Forderung, deren Erfüllung uns zwar nicht von allen Gifteinwirkungen des Kohlenoxyds erlöst, für unsere Sicherheit und Gesundheit aber unentbehrlich ist.

Nachtigall in den Zypressen.

Skizze von Gabriele Hartenstein.

Es gibt nichts so Schweres für das Herz, dem der Tod das Liebste entrissen, wie jenen letzten Augenblick des Abschieds am Kirchhof, wenn über der Truhe die frische Erde aufgehäuft liegt und der Tote zum erstenmal allein bleibt zum Schlummer der ewigen Nacht. —

Als der Totengräber seine Arbeit beendigt hatte, die Erde in Form eines Hügels zurecht gerichtet war und die wenigen armen Kränze verteilt auf dem Grabesrücken lagen, trat ein junges Mädchen durch die Kirchhofspforte ein. Heimlich hatte es sich von der heimkehrenden Trauergesellschaft getrennt, wandte sich nach der Richtung des Kirchhofs und stand eine Weile mit brennenden, gleichsam suchenden Augen hinter dem Torgitter. Dann zog sie das Schultertuch über dem schwarzen Kleide höher, glitt verstohlen über den Rasen und stellte sich in den Schatten einer granitnen Säule.

Am Kirchhof war kein Mensch zu sehen. Die Schritte des Gräbers verloren sich hinter dem großen Kreuz im Mittelplan, und man konnte deutlich hören, wie er dort mit seinem Spaten den Sand in Ordnung brachte.

Nochmals scheu um sich blickend, stieß das Mädchen einen Seufzer aus und floh dann der Stelle zu, wo heute nachmittag ein Jüngling in die Erde gebettet ward. Bestürzt, schon das hoch gehäufte Grab zu sehen, stand die Trauernde einen Augenblick, wie verloren in einer Unendlichkeit, die keine Grenzen, keine Ufer zeigt, und langsam das Unerbittliche begreifend, brach sie jählings in die Knie und umschlang das Grab mit weiten Armen.

„Liebster“, schluchzte sie verzweifelt, „ach, mein Liebster, bist du wirklich tot? Nie und nimmer glaube ich, daß du mich verlassen konntest. Sagtest du mir doch — wie oft! —, daß deine Liebe in alle Ewigkeiten dauern werde. O künde mir, daß du noch lebst! Beweise, daß du mir nahe bist, so, wie die Taube um den Taubenschlag!“

Die Unglückliche neigte sich tiefer über das Grab, mit allen Sinnen lauschend, ob vielleicht ein Atem aus der Erde zu ihr dringe. Die Sonne war schon tief gesunken; groß und glühend, wie eine Verheißung, schwebte ihr purpurnes Antlitz über der Kirchhofsmauer.

Da floh irgendwo ein heimlicher Seufzer auf; es war, als hätte eine unsichtbare Hand an einer Harfe gerührt, mit scheuen, zärtlichen Fingern.

Schweigen.

Und wieder drang die Stimme durch die Ruhe des Abends, einen Atem länger und inniger jetzt. Der Wind verraschelte in den Rosenbüschen, und die Blätter der silbernen Weiden über den Gräbern hingen so still, als lauschten sie.

Hell und heller drang die Stimme aus dem Fächer der Zypressen, stieg klar und strahlend auf, als wollte sie die Sonne beschwören, noch nicht zu scheiden. Das war ein Schwärmen und Flöten, ein Klagen, Schluchzen und Frohlocken in so inniger Vermählung, als stiegen aus dem einen Herzen tausend andere auf, alle mit dem gleichen Leid und alle mit der gleichen Freude. Die Stimme lockte der Erde den Schmerz aus dem Antlitz, so daß überall das Gras zu blinken, zu tauen begann, als weinte es, und zugleich legte sie das Rubin eines Lächelns hinein. Kein Hymnus, den Menschen sich ersonnen, kein Hochamt in den Kathedralen konnte erhabener in seiner Sprache sein als dies Lied der Liebe eines armen Vogels.

Die Beterin am Grabe hatte sich lauschend aufgerichtet. Ihr Mund stand staunend geöffnet, die Hand erhob sich sanft, und in den blauen Augen tat ein Glanz sich auf, der sie schön machte wie eine lächelnde Liebesgöttin.

O — sie verstand den Sinn des Vogelliedes jetzt, sie fühlte den Toten ihrem Herzen näher, als er je im Leben es gewesen. In unirdischer Sprache gab er ihr Kunde von unirdischer Liebe.

Und zu den Büschen sich neigend, schluchzte sie selig auf: „Liebster — was für holden Gruß sendest du mir da? — Ja, jetzt weiß ich, daß du lebst. Du bist mir nahe, der Tod kann deine Liebe nicht brechen, sie wird in alle Ewigkeiten dauern.“

Wie zur Antwort schlug die Nachtigall in den Zypressen nochmals sanft und innig an, dann raschelten die Blätter, als ob flatternde Schwingen sie streiften. Ein goldener Wolkenflügel schob sich vor die Sonne, wie wenn ein Arm sich darum legte, und in inniger Verschlingung stieg er mit ihr langsam in die Tiefe.

Das junge Mädchen stand auf, trocknete das Antlitz von Tränen und wickelte das Tuch dicht um die Schultern. Die rBust hob sich mit erlösendem Atem. In den Augen waren die Schatten des Schmerzes geschwunden.

An der Wegwende stehend, wandte sich das Mädchen Brust hob sich mit erlösendem Atem. In den Augen waren Verstehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.